Die Analphabeten im Lande.

Was geschehen soll, um den Ungeschulten zur Hilfe zu kommen.

Die Prüfung der Militärpflichtigen führte zu einer Untersuchung, welche die Tatsache offenbarte, daß es 8,500,000 Personen im Lande gibt, die englisch weder lesen noch schreiben können, und 5,500,000, die überhaupt keine Sprache schreiben oder lesen können. Um diese Lage der Dinge zu bessern, wurde bei der letzten Session des Kongresses eine Bill zur Ameritanisierung der Analphabeten eingebracht und von den zuständigen Komitees günstig einberichtet und wird beim nächsten Kongreß von neuem unterbreitet werden. Geld, das durch den Verkauf von Liberty Bonds erlangt worden war, hat diese bedauerliche Tatsache an's Licht gebracht. Ein Teil des Geldes, das durch die neue Victory Liberty Loan erzielt werden wird, soll, wenn die Bill, wie man erwartet, zum Gesetz erhoben wird, dazu dienen, diese ungeheure Zahl von eingewanderten und eingeborenen Analphabeten auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben und zu amerikanisieren.

Mehr als 8,500,000 Personen in den Ver. Staaten können weder englisch lesen noch schreiben. Fünfundeinhalb Millionen können keine Sprache lesen oder schreiben.

Diese erstaunliche Tatsache wurde in einer kürzlich stattgehabten Untersuchung vom Departement des Innern an's Licht gebracht. Die Untersuchung schloß statistische Daten in sich, die sich bei der Prüfung von Dienstpflichtigen ergeben hatten.

Damit Amerika imstande sei, auch fernerhin Führer der Demokratie zu bleiben, sind schon Schritte eingeleitet worden, diesen erstaunlichen Zustand aus der Welt zu schaffen. Eine Bill, die jetzt dem Kongreß vorliegt, sucht diese große Masse von fremden und eingeborenen Analphabeten zu amerikanisieren.

Um einen Einblick in den Ernst und die Ausdehnung der Unbildung, die die Bill zu überwinden sucht, zu gewinnen, seien die nachstehenden Tatsachen aufgeführt:

Analphabeten und Fremdgeborene überschreiten an Zahl alle Bewohner in den Staaten Wyoming, Delaware, Arizona, Idaho, Mississippi, Vermont, Rhode Island, North Dakota, South Dakota, Oregon, Maine, Florida, Connecticut und Washington. Sie übertreffen die Gesamtbevölkerung von Kanada. Als Stimmgeber würden ihre Stimmzettel über den Einfluß von Groß-New York, Philadelphia und Chicago in nationalen Angelegenheiten hinausreichen.

Solche Leute sollten zum mindesten genügend Schulbildung haben, um die Konstitution der Vereinigten Staaten und amerikanische Zeitungen zu lesen und etwas davon zu wissen, was es heißt, ein Amerikaner zu sein.

Das Problem ist national. Der Süden besitzt die größte Zahl der Analphabeten. Im Norden findet man nicht englisch sprechende Analphabeten. Siebzehn und dreiviertel Prozent der Bevölkerung der südöstlichen Zentralstaaten sind Analphabeten. Sechzehn Prozent der Bevölkerung der südatlantischen Staaten sind Analphabeten und desgleichen 13.2 Prozent der Bevölkerung von Lawrence und Fall River in Massachusetts.

Diese Elemente sind ganz hülflos gegenüber allen gedruckten Warnungen in der englischen Sprache. Ihre Unwissenheit und die Unmöglichkeit, ihnen öffentliche Informatic zu übermitteln, behindern jeden Fortschritt.

Sekretär des Innern Lane hat die Sachlage kürzlich in einem Brief an Präsident Wilson in eindringlicher Weise dargelegt:

„Was würde man von einer die Welt führenden Demokratie sagen, in der 10 Prozent der männlichen Bevölkerung nicht im Stande ist, die Gesetze zu lesen, die sie kennen sollte?

„Was würde man zu einer Demokratie sagen, die eine Armee, um Demokratie zu predigen, ausschickt, in der von den ersten 2,000,000 Männern eine Gesamtzahl von 200,000 zu finden ist, die ihre Befehle nicht lesen können oder sie nicht, wenn überbracht, verstehen, oder die Briefe nicht lesen können, die uns der Heimat geschickt worden sind?

„Was würde von einer Demokratie gesagt werden, die von ihren Bürgern erwartet, daß sie die Weisheit der Bildung einer Völkerliga in Betracht zieht, oder zu Gericht sitzt über ein Gesetz, das die Freiheit der Meere sichert, oder über das Opfer, die tägliche Ration von Weizen oder Fleisch zum Besten der Rumänen oder Jugo-Slawen herzugeben, wenn 18 Prozent der werdenden Bürger jener Demokratie nicht zur Schule gehen?

„Was würde von einer Demokratie gesagt werden, die zugibt, daß Jahrtausende ihrer eingeborenen Kinder amerikanische Geschichte in einer fremden Sprache lernen — die Unabhängigkeits-Erklärung oder Lincolns Rede bei Gettysburg in Deutsch oder anderen Sprachen?

„Was würde man von einer Demokratie sagen, die zugibt, daß Männer und Frauen in Massen arbeiten, ohne selten oder je ein Wort in englischer Sprache zu hören?"

Bei der letzten Sitzung des Kongresses unterbreitete Senator Hoke Smith im Senat und Kongreßmitglied William B. Bankhead im Hause die Smith-Bankhead Americanization Bill. Diese Bill, die günstig einberichtet wurde und von neuem unterbreitet werden soll, weist den Sekretär des Innern an, durch das Erziehungs-Bureau mit den einzelnen Staaten zur Erziehung der Analphabeten und in der Vorbereitung der Lehrer für diese Arbeit zusammenzuwirken. Die Geldbewilligungen werden bei Annahme der Vorlage beginnen und 1926 zu Ende gehen.

Um sich das Geld zu versichern, muß ein Staat durch seinen obersten Schulbeamten seine Maßnahmen treffen, und der Staat soll nicht daran teilnehmen, bis der Unterricht der Analphabeten und der nicht-englisch sprechenden Minderjährigen von mehr als 16 Jahren in der amerikanischen Sprache, wenigstens 200 Stunden per Jahr, obligatorisch gemacht worden ist.

Die Bundesgelder werden einzig zu Gehaltszahlungen oder zur Ausbildung von Lehrern verwendet, nicht aber für Bau- und Ausstattungszwecke oder für den Unterhalt religiöser oder privater Schulen.

Die so im Lesen unterrichteten 8,500,000 werden einen beträchtlichen Wert für alle Arten von Warengütern darstellen und durch Zeitungen, Zeitschriften, landwirtschaftliche Blätter und Bücher allgemeinen Inhalts, bezw. Anzeigen erreicht werden, die zur Zeit wegen ihrer Unkenntnis der Landessprache an ihnen verloren sind. Denn sie können nicht einmal die Schriftzeichen eines Wandelbildes oder den Sinn einer Ankündigung von Siegesanleihen entziffern. Die Ausrottung des Analphabetentums bedeutet die gleichzeitige Ausmerzung lügenhafter Anpreisungen und die Verminderung des Betrugs seitens der Fabrikanten oder Kleinhändler, deren Hauptkundschaft sich aus den Reihen der Analphabeten rekrutiert.

Sekretär Lane hat gesagt: „Nur ein sehr tapferer und ehrgeiziger Mensch ist imstande, sich aus einer derartigen Umgebung herauszureißen. Er wird nur zu leicht das Opfer des gerissenen Ausbeuters oder Bosses. Er gerät in Schulden und verfällt auf Jahre in die Knechtschaft von Unwissenheit und Verrottung. So gerät sein Ideal von Amerika ins Wanken: „Ist das die Freiheit?" fragt er sich, müde über seine Arbeit gebückt, ohne Hoffnung, daß seine Bürde in Zukunft geringer wird.

„Er vermag nicht die Zeichen zu lesen, die ihn vor der Gefahr warnen. Er kann die Gelegenheiten nicht erkennen, die Stadt und Land dem Tüchtigen darbieten. Zu Hause fand er vielleicht keine Gelegenheit, seine eigene Sprache zu meistern. Im neuen Lande ist er zu müde, zu verschüchtert, um diese fremde, schwierige Sprache zu erlernen.

„Ist es verwunderlich, daß für diesen unzufriedenen Fremden die Sprache der Heimat Autorität besitzt und Wirkung auslöst? Und wenn die Stimme der Heimat Unrast und Gewalt predigt, wenn sie diese als den einzig sicheren Weg zu einer besseren Zukunft preist, ist es da verwunderlich, daß er dieser Stimme Gehör schenkt? Wer sind die Meister dieser neuen Welt? Offensichtlich die Männer, die er kennt, unter deren Willkürherrschaft er gelitten hat. Aber beherrschen diese Männer alles, und gibt es keine anderen Zufluchtsmöglichkeiten? Wie dem auch sei — er findet niemanden, der ihm das größere Amerika zeigt und erklärt.

„Der junge Kontinent erscheint ihm ein einziges, riesiges, übervölkertes Wohnhaus, eine schmutzige Straße, eine Werkstatt und Fabrik, in der er ausgesogen wird. Die weiten Gefilde des großen Landes mit seinen Aussichten sind ihm verschlossen. Und in seiner Unwissenheit, Abgeschlossenheit und Enttäuschung bieten sich fruchtbare Keimstätten für all die schädlichen Mikroben, die unsere Gesellschaft untergraben."

Von jedem humanitären und Geschäftsstandpunkte aus ist es somit von allergrößter Wichtigkeit, Lehrmittel erzieherischer und wirtschaftlicher Art zu besitzen, um diesen Millionen zum mindesten soviel Kenntnis von der Landessprache beizubringen, daß sie in den Stand gesetzt werden, einen Maueranschlag oder eine Zeitung zu lesen. Die wirtschaftliche Bedeutung dieser 8½ Millionen würde durch Erlernung der Schriftsprache zumindest um fünf Dollars pro Kopf und Woche steigern, und die so vermehrte Kaufkraft würde allein $2,000,000,000 pro Jahr zusätzliche Mittel schaffen, um Verzinsung und Amortisation unserer Kriegsschuld zu beschleunigen.

Die Untersuchung, welche diese Zustände zutage förderte, wurde mit Liberty Bonds-Mitteln bestritten, die der Regierung geliehen wurden, um die Schlacht für Demokratie zu gewinnen. Das Geld der Siegesfreiheitsanleihe wird mit dazu dienen, die Unkenntnis der Landessprache in den Ver. Staaten auszumerzen und unsere Demokratie zu einer 100prozentigen Organisation auszugestalten.

Endlose Lockung.

(Mit einer Himmelsschlüsselblume.)

Bald bricht der Tag die blauen Brücken ab.
Komm du, o komm, wir klimmen in die Helle
Der perlenden Sonnenquelle,
Aus der des Lichtes weiße Ströme fließen.
Bald bricht der Tag die blauen Brücken ab.
Wie zögerst du! Mit dieser Blüte,
Die einem lieben Tagestraum erglühte,
Will ich mir deinen Himmel weit erschließen.
Hoch glänzt mein Glück, ein junger Held, und lacht
Und wirft die blassen Sterne tief hinab Ins Grab
Der Nacht . . .

Robert Walter-Freyr.

Notwendige Ergänzung.

Vereinsdiener (zu einem Mitglied des Gesangvereins): „Eine schöne Empfehlung vom Herrn Vorstand, heute abend ist Probe . . Sie möchten bestimmt kommen . . heut' wird wirklich gesungen!"

Rücksichtslos.

Schauspieler (eines kleinen Theaters, zu einem andern): „Unser Direktor ist aber doch ein recht boshafter Mensch! Gibt er mir eine Rolle, in der ich meine Alte tüllen muß!"

Deutsche und Romanen in Tirol.

Von Prof. Dr. **Eugen Oberhummer.**

(Neue Züricher Zeitung.)

Kein Land Europas steht der Schweiz in seiner Eigenart so nahe, wie Tirol. An Großartigkeit und Fülle der landwirtschaftlichen Schönheiten kommt es ihr am nächsten, und wenn ihm manches fehlt, wie die herrlichen Schweizer Seen, so weist es in den Dolomiten wieder besondere Züge auf, die wir anderwärts vergeblich suchen. Wie das Schweizervolk, so hat auch die Bevölkerung Tirols ein stark entwickeltes Selbstgefühl und hängt mit Leidenschaft an ihrer schönen Heimat, an ihrer Freiheit und ihren historischen Rechten. Daran hat auch die seit 1363 währende Verbindung mit den Ländern des Hauses Habsburg nichts geändert. Wer mit österreichischer Geschichte und Verwaltung vertraut ist, weiß, daß das Tirolervolk stet eifersüchtig an seinen Sonderrechten festgehalten und sich nicht leicht dem allgemeinen Schema der Verwaltung eingefügt hat. Und wo es galt, einen Feind von außen abzuwehren, da hat es für seine Freiheit gekämpft, wie die Schweiz bei Sempach und Murten; der Befreiungskrieg gegen das napoleonische Joch zittert noch heute in der Seele des Volkes nach.

Mit der Schweiz teilt Tirol auch die bunte nationale Zusammensetzung. Seitdem zu Beginn des Mittelalters deutsche Volksstämme, hier die Alemanen, dort die Bayern, in die Alpentäler vorgedrungen sind, zieht sich die große Völkerscheide zwischen Germanen und Romanen durch beide Länder, bald über wasserscheidende Kämme wie am Gotthard und Ortler, bald quer über Flußtäler, wie im Wallis und im Etschtal. Fehlt in Tirol auch das französische Element, so ist beiden Ländern neben dem Italienischen noch ein anderes romanisches Volkstum gemeinsam, das in der Schweiz als Churwelsch, in Tirol als Ladinisch bezeichnet, eine durchaus selbständige Stellung in der romanischen Sprachfamilie einnimmt. Aus der romanisierten Bevölkerung der alten Gotthard bis zum Pustertale reichte, hat das Rätoromanische eine vom Italienischen ganz verschiedene Entwicklung genommen und kann in keiner Weise dem letzteren untergeordnet werden. Das gilt für Enneberg und Gröden ebenso wie für Graubünden. Der Zahl nach sind die Ladiner in Tirol, jetzt etwa 20,000, seit langem in Rückgang begriffen und politisch niemals hervorgetreten.

Der nationale Gegensatz beschränkt sich in Tirol im wesentlichen auf die deutsch und italienisch sprechende Bevölkerung, die im Verhältnis von 57 zu 42 Prozent zueinander stehen. Die Grenze folgt im allgemeinen den wasserscheidenden Höhen zwischen Vintschgau und Eisack im Norden, den Tälern des Sulzberg, Nonsberg und Fleimsertal im Süden. Nur im Etschtal unterhalb Bozen biegt sie weiter nach Süden aus, bis zur Salurner Klause. Was nördlich davon liegt, ist, abgesehen von dem Rest der Ladiner in den Dolomiten, urdeutsches Gebiet, das in der deutschen Literatur des Mittelalters („Wolfdietrich", Walther von der Vogelweide, Oswald von Wolkenstein) eine große Rolle spielt, und im langobardischen Sagenkreis auch auf das italienischen Sprachgebiet übergreift (Schloß „Garlten" = Garda). Selbst in Trient, das seit jeher zum alten deutschen Reich und nie zu Italien gehört hat, ist das deutsche Element am Bischofstuhl und in der Bürgerschaft noch bis zum 14. Jahrhundert stark vertreten gewesen und erst langsam verdrängt worden. Immer aber hat Tirol geographisch und politisch als eine Einheit gegolten, wie seine Geschichte und alle älteren Karten seit dem 16. Jahrhundert klar erkennen lassen. Die Landesteile verschiedener Zunge ergänzten sich in wirtschaftlicher und politischer Beziehung hier ebenso wie in der Schweiz. Wie dort ist die Bevölkerung sich ihrer geschichtlichen und wirtschaftlichen Zusammengehörigkeit über die nationalen Schranken hinweg bewußt gewesen, und erst in neuester Provinz Rätia hervorgegangen, die vom Zeit hat die von nationalistischen Kreisen Italiens geschürte Irredenta zunächst bei den Intellektuellen der Städte einen Widerhall gefunden, während die breiten Schichten der Landbevölkerung ihre wirtschaftlichen Interessen im Anschluß an Oesterreich besser gewahrt wußten. Es ist ein ähnliches Verhältnis wie in Triest, das nur als Stapelplatz der bedeutendsten Mittelmeerhäfen gewinnen konnte, während es als solcher für Italien völlig wertlos und dem sicheren Verfall preisgegeben ist.

Indessen hat die Hochflut der nationalen Bewegung im Zusammenhang mit den letzten Kriegsereignissen dahin geführt, daß jedenfalls die italienisch sprechende Bevölkerung Tirols mit dem Königreich vereinigt wird. Ganz unerträglich und im schroffsten Widerspruch mit dem so laut verkündeten Selbstbestimmungsrecht der Völker, erscheint jedoch das Verlangen Italiens nach Einverleibung der rein deutschen Bevölkerung bis zum Brenner, als der angeblich natürlichen Grenze. Was von solchen „natürlichen" Grenzen zu halten ist, haben maßgebende Schriftsteller auf dem Gebiete der politischen Geographie wiederholt dargelegt. Sie sind meist nur ein Deckmantel für Machtansprüche, die sich auf der Karte ein augenfälliges Merkmal zum Ziel setzen, und weder in den nationalen noch in den geschichtlichen Verhältnissen begründet. Das gilt für die französischen Ansprüche auf das linke Rheinufer ganz ebenso wie für die italienischen auf der Brennerlinie. Mit gleichem Recht und mehr historischer Begründung könnte die Nordgrenze Italiens gegen Deutschland bis an den Fuß der Alpen zurückgeschoben werden. Würden die italienischen Ansprüche verwirklicht, so kämen 221,000 deutsche Tiroler, das ist fast die Hälfte der deutschen Bevölkerung Tirols (518,000), neben 361,000 Italienern, unter eine ihnen verhaßte Fremdenherrschaft, und damit würde ein Zustand geschaffen, der von vornherein den Keim steter Beunruhigung in sich tragen würde.

Das böse Gesicht.

Skizze von **Max Wohlwend.**

„Wen darf ich melden?"

„Karr — Maler."

Der Diener verschwand. Karr sah sich um. Die Wände des Zimmers waren vom Boden bis zur Decke mit gelbschillernder Seide überzogen; weißglänzende Masken grinsten; bleiche Leiber tanzten in seltsamer Bewegtheit; dazwischen flogen Schmetterlinge mit steifgespannten Flügeln. Die eine, breite Wand war leer bis auf ein kleines, schmalgerahmtes Bildchen, das an langen Silberschnüren hing. Dieses Bildchen bannte den Blick, zwang zur Betrachtung: ein satter Hund mit frechem Gesicht, nach einem großen, kahl benagten Knochen blinzelnd.

Karr wandte sich angeekelt ab. Da schlugen die Türflügel zurück und ein wohlgerundeter Herr in Schwarz mit weißer Brust rollte herein und hockte sich in einen weichen Sessel fest. Es war der Bankier Gutentach. Sein Gesicht überzog sich mit einem Schmunzeln:

„Da wären Sie also. Freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie sind Maler — ich bin Bankier. Ja, so ist es. Aber sehen Sie, es gibt gewisse Berührungspunkte. Zum Beispiel das Geld. Doch davon soll nicht die Rede sein. Schauen Sie, ich bin sozusagen auch Künstler. Ich habe Ideen!" Gutentach verschnaufte. Karr fühlte sich unbehaglich.

Der Bankier fuhr fort: „Hören Sie! Mein Reichtum gestattet Erscheinungen sonderbarer Art; Erscheinungen, die mich zum Machthaber stempeln, zum Gewaltigsten der Welt. Diese Tatsache verlangt nach einer künstlerischen Auslegung. Ich dachte an die Dichter; doch ihre Kunst ist unzulänglich. Ich erhoffe alles von Ihnen, dem Maler."

Gutentach wischte sich die Stirn. Dann rückte er den breiten Stuhl und schlug Karr mit seiner kurzen, breiten, fetten Hand auf die Achsel:

„Sie leben als Gast in meinem Hause, bis die Erscheinungen Sie zur Deutung zwingen. Ist das nicht ein glänzender Gedanke?"

Gutentach legte sich ins Polster, schaukelte behaglich die dicken Beine. Karr zog die Augenbraunen hoch. Er sollte antworten und fragte:

„Was erwarten Sie von mir?"

Der Bankier lächelte: „Alles, mein Wertester. Alles für mich und meine Umwelt. Sanktion meiner Macht!"

Karr schwieg. „Ich lasse Ihnen Zeit zur Ueberlegung. Ich weiß, daß Sie meinen Auftrag ausführen werden. Uebrigens setzen Sie die Bedingungen fest."

Karr erhob sich, verabschiedete sich höflich, vermied es aber, des Bankiers Hand zu drücken.

Der Maler schlenderte durch die Straßen, kam erst gegen Abend nach Hause. Die Post hatte Briefe gebracht. Karr las ohne Teilnahme. Plötzlich aber erhellte sich sein Gesicht.

„Ja, verehrter Meister, das Leben ist voller Rätsel, und hinter allem steckt ein tiefer Sinn . Sie lehrten mich, verschlossene Türen zu öffnen — alles zu belauschen! alles schauen! — selbst des Wahnsinns Pläne zu belauern."

Da wies sein Schüler ihm den Weg. Und Karr setzte sich hin, schrieb Gutentach einen Brief, erklärend, daß er seinen Auftrag als den glänzendsten Einfall des Schicksals betrachten müsse. — In Gedanken an das neue Gesicht des Lebens verbrachte er die Nacht schlaflos.

Karr übersiedelte in die Wohnung des Bankiers. Sein Wille überwand die Frechheit, der er vom ersten Augenblick an ausgesetzt war, jener grenzenlosen Frechheit, mit der ein Lebemann, ein Geldprotz, ein Lüstling seine Nichtigkeit zu überglänzen versucht. Schon am ersten Abend überreichte ihm der Bankier eine Art Geheimbuch, darin gar seltsame Dinge standen. Die Rede war von einer gelben Katze, von einem Silberfuchs, von Hecht und Schlange; von einem Wolf mit dunkler Vergangenheit und unberechenbarer Zukunft, den jedoch sonderbare Neigungen wertvoll machten; von einer schwarzen Hündin, die von braven Eltern abstamme, den entzückendsten Körper habe und voller Tücke sei. Das war ein merkwürdiges Buch. Kaufleute, Diplomaten, Handwerker, Dienstmädchen, Putzfrauen, Damen der vornehmen Gesellschaft waren in diese Hölle wüster Betrachtung geraten. Eine hervorragende Rolle spielten die Künstler. Sie waren vor allem Wegweiser zu ungeahnten Genüssen und überspannter Lust. Sie waren die Ueberklugen, die Verfeinerten, Außergewöhnlichen, zu Ränkespielen besonders gut zu gebrauchen. Jeder Tag brachte neue Gesichte. Bei einer Fahrt durchs Armenviertel warf Gutentach Goldstücke auf die Straße und ergötzte sich am Anblick der Menschen, die wie reißende Tiere auf die Beute stürzten, heulend, mit zitternden Leibern und heraustretenden Augen.

Eines Abends betrat er mit Karr eine Kneipe, warf ein paar Scheine auf den Tisch und gebietet: „Da, versaufen!" Und wartete, bis der letzte Mann lallend zusammensank. Indessen, Krankenhäuser trugen Gutentachs Namen; es wurden Wohltätigkeitsfeste unter seiner Leitung veranstaltet; eine Zeitung, die dem Bankier gehörte, trug Nachrichten über seine Nächstenliebe in die Welt hinaus.

Zudem, der Bankier konnte plötzlich in eine Rührseligkeit verfallen, die die Umwelt in Staunen versetzte. Er schenkte dann her ohne Hintergedanken. Schrieb Briefe, in denen er die Empfänger vor seinen Gemeinheiten warnte. Ging in Kunsthandlungen, erkundigte sich nach dem ärmsten Maler, kaufte alle seine Werke zu übermäßigen Preisen auf. Karr ließ sich in diesen Zeiten nie irreleiten, fand keinen Glauben und keine Hoffnung, dachte stets mit Entsetzen an das Wiedererwachen des scheußlichsten Tieres.

Eines Tages eröffnete der Maler dem Bankier, daß er mit dem Bilde beginnen wolle. Gutentach bat erfreut, er möge das Werk auf seinen nächsten Geburtstag vollenden.

Karr bannte des Bankiers Gesicht, wie es ihm eine letzte Erscheinung aufzwang, auf die Leinwand. Es war eine Tat der Befreiung.

Gutentach feierte Geburtstag. Gäste erschienen. Eine Unzahl. Gutentach brauchte nur den kleinen Finger zu erheben: sie erschienen alle: Stolze und Vornehme krochen demütig heran, Reine verunreinigten sich, Fromme wurden Ketzer, Ehre ward Schande! Sie alle reichten sich die Hände zum tollen Tanz ums goldene Kalb. Wohlgerüche schwängerten die Luft, Seide rauschte, Diener buckelten. Von zarten Hälsen liefen weiße Linien nach halbnackten Brüsten. Blendendes Licht flutete im Saal. Karr stand in einer Fensternische. Sein Gesicht war streng und kalt. Gutentach hatte eine feierliche Enthüllung des Bildes angeordnet. Er selber wünschte das Werk nicht vorher zu sehen. Habe er seine Neugierde bei der Ausführung des Werkes bezähmen müssen, könne er sich nun auch weiter beherrschen. Zudem liebe er Ueberraschungen. Der Maler versuchte umsonst, den Bankier zur Besichtigung zu bestimmen. Daß Karr zum Fest erschien, geschah aus dem stolzen Gefühl der Verantwortung heraus. In sich gekehrt, nahm er Platz an der Tafel. Er aß wenig, trank in kurzen Schlücken den Wein. Indessen erglühten die Gesichter um ihn, heiße Wellen schlugen durch die Luft, Geräusche vermengten sich zu einem Lärm, in dem nur herausfallende Worte an das Dasein von Menschen erinnerten.

Ein Hornstoß erstickte auf einmal jeden Laut. Gutentach hatte sich auf seinen Fußschemel gestellt:

„Verehrteste! Teuerste! Zur Feier meines Tages stelle ich Ihnen einen auserlesenen Genuß" — Ein ungeheurer Sturm brach los. Karr erblaßte: das Tier, das heulende Tier! Entsetzt sprang er auf.

„Ich bin erschüttert durch den Beweis Ihres Vertrauens — —". Ein mächtiges Gestell wurde durch die Türe geschoben. Das Licht erlosch. Vorhänge wurden zurückgeschlagen. Aus dem Dunkel hob sich künstlich, langsam ein Tag.

„Wunderbar!" rief jemand in die Stille hinein. Karr hörte Gutentachs Schmunzeln. An einer Seitenwand hing verhüllt das Bild. Alles wandte den Blick. Der Ueberwurf fiel. — Die Augen verzerrten sich. Eine Dame schrie auf. Gutentach rannte heran. Ein Herr schob ihm einen Stuhl hin. „Mein Gott!" keuchte der Bankier. Einem Abstürzenden gleich fuchtelten seine Arme. Er sank auf den Stuhl. Den Blick hielt er unverwandt auf das Bild gerichtet; Dort saß er, ein grinsender Faun, auf einem mächtigen Goldstück, das in die Nacken gebeugter Männer drückte. Fahl waren ihre Gesichter. Haßerfüllt die Augen.

„Das ist ja verrückt!" stammelte Gutentach. Jedoch, sein Innerstes war aufgerissen. Seine Einbildung wuchs ins ungeheure. In wohllüstiger Zuckung verrenkte Leiber liegen um ihn herum. Zwei Körper fallen ab in ein Unbestimmtes, Grauenhaftes. Dünste steigen auf in tanzenden Wirbeln, zeichnend schwebende Menschen. Eine scharfe Linie gebietet irgendwo Halt. Es sieht sich an wie ein Wasserspiegel. Menschenaugen schwimmen, der Sonne zugewendet, die in unendlicher Reinheit erstrahlt. Blaue Luft ist da, voll Sehnsucht und Erlösungswillen.

Ein Gedränge entstand um das Bild. Hände faßten sich krampfhaft. Blicke erstarrten. Jemand flüchtete, Bahn sich brechend, hinweg. Ein Jüngling fistelte: „Ich lege Verwahrung ein —" Er wurde übertönt von der gröhlenden Stimme eines Freundes schöner Damen: „Ich verlasse das Haus!" Ein zitteriger, alter Herr erhaschte seine junge Freundin. Sie stahlen sich zum Saal hinaus. Da sprach jemand von einem Witz. Das Wort machte die Runde.

„Ja, ein Witz, ein glänzender Witz! Es lebe Gutentachs Geist!"

Es klang wie ein Erlösungsschrei. Bleiche Wangen röteten sich. Einige Herren rieben schmunzelnd die Hände. Gutentach schlug ein Gelächter an, täschelte närrisch den Bauch:

„Kinder, Kinder, ich muß lachen. Haltet mich, damit ich nicht falle." Und die Wendung ganz ausnützend rief er:

„Musik! Musik! Ich muß tanzen."

Der Bann war gelöst. Beifall tobte. Körper schmiegten sich an Körper. Tänzelnd drehten sich die Paare hinaus, über den Gang, in einen arabisch aufgemachten Raum, in dem süß gedämpft, sinnberauschend die Geigen sangen.

Gutentach und Karr blieben allein vor dem Bilde zurück.

„Was haben Sie getan?" keuchte der Bankier. Karr blickte streng: „Meinen Auftrag ausgeführt." Der Bankier wand sich.

„Aber was soll das Bild für mich, für meine Freunde?" Er schlug die Hände zusammen. „Bekehren!" „Wen? Die andern? Mich?" „Alle. Mich, Sie, die andern, die ganze Welt." „Unsinn! Bekehren?" „Zur Wahrheit!" Gutentach keuchte: „Ich kann nicht. Nein, das geht nicht. Es wäre alles umsonst. Die Welt ist schlecht. Der Mensch ist schlecht. Es hat keinen Sinn, anders zu sein. Es gibt keinen guten Geist. Es bleibt nur der Körper und mit ihm seine Lust und das Tier. Und dann noch eines:

„Schweigen Sie! Ich will es nicht hören!"

Karr trat in die Nacht hinaus. Sterne grüßten, frischer Wind liebkoste das Gesicht. Der Maler lief in den Morgen hinein, der anbrach mit fröhlichem Jubel und freudigem Licht.

Die wirtschaftlichen Voraussetzungen eines Völkerbundes.

(Berner Bund.)

Der merkantilistische Zug, der die vergangene Epoche kennzeichnete, hat zu einer immer tiefer greifenden Materialisierung des sozialen Lebens geführt. Jedes Streben war wesentlich nach einem quantitativen Erfolge gerichtet. Bei dem Vorherrschen dieser nach quantitativer Befriedigung zielenden Strömung, die nur als relativer Begriff, nämlich im Vergleiche zum Besitze anderer, bewertet werden kann, war dem Gedeihen allgemein menschlicher Empfindungen kein großer Raum belassen. Die den technischen Fortschritt fördernde Konkurrenz hat zweifellos den Ertrag mancher Unternehmen gesteigert, sie führte aber gleichzeitig dazu, daß die einzelnen Staaten gezwungen waren, zum Schutze gegen die nämliche Konkurrenz ihre Wirtschaft wie eine Feste in steter Kampf- und Verteidigungsbereitschaft auszubauen. Das Bedürfnis nach wirtschaftlicher Selbsterhaltung, das bislang kein Staat aufgegeben hat, entsprang nur der Befürchtung, in die Botmäßigkeit des Konkurrenten zu geraten. Wie sehr diese Befürchtungen begründet waren, ersehen wir einerseits aus den zahlreichen Symptomen des Handelskrieges, wie er mittelst Tarifpolitik, Exportmaßnahmen und dgl. noch zu Friedenszeiten geführt wurde, andererseits aber auch aus der angeborenen Tendenz der vergangenen Epoche, die allenthalben letzten Endes der Gewaltpolitik zuneigte oder vielmehr zuneigen mußte. Sollen nun neue Wege für die Beziehungen der Völker untereinander angebahnt werden, dann muß vor allem die Idee der wirtschaftlichen Unabhängigkeit preisgegeben werden. Denn diese Tendenz schließt mit der Absperrung gegen das Ausland auch den Kampfzoll, die Dumpingpolitik, kurzum alle jene auf Gewalt beruhenden wirtschaftspolitischen Maßnahmen ein, die letzten Endes notgedrungen zu einer Austragung des Konfliktes mit den Waffen führen.

Sei es durch natürliche Veranlagung oder durch kulturelle Eigenart, ist jedes Land zur Herstellung besonderer Produkte und Gegenstände geeignet. Wenn nun das betreffende Land seine industrielle Entwicklung nur in der Richtung der ihm besonders anliegenden Produktion weiter entfaltet, dann kann es leicht für die Deckung eines bestimmten Bedarfes auf dem Weltmarkte unentbehrlich werden. Gleichzeitig ist es aber für die Deckung anderer Bedürfnisse wieder von anderen Staaten abhängig. Schon wegen der Mannigfaltigkeit der menschlichen Bedürfnisse und der Beschränktheit der nationalen Produktionsmöglichkeiten ist kaum anzunehmen, daß irgend ein Staat sich diesem Abhängigkeitsverhältnis entziehen könnte.

Wenn schon dieser Zustand — der nur bei vorbehaltlosem Freihandel eintreten würde — die Möglichkeit eines Konfliktes, der in jedem Falle die unentbehrliche Zufuhr ausschalten würde, erschwert, so kann außerdem nur durch den Freihandel den großen wie den kleinen Nationen die gleiche Gerechtigkeit wiederfahren. Eine Nation kann in einem Völkerbunde schlechthin nicht mehr verlangen, als daß ihr die Möglichkeit geboten sei, die ihr anliegenden Fähigkeiten in vollstem Maße zu entfalten. Diese Möglichkeit ist jeder kleinen Nation genommen, solange eine Großmacht bestrebt ist — im Zeichen nationaler Autarchie —, durch einen Schutzzoll innerhalb ihrer Grenzen auch jene Betriebszweige aufrecht zu erhalten, die ohne diesen künstlichen Schutz anderen Staaten überlassen wären. Jeder Schutzzoll ist aber mit schweren Kosten verbunden, die viel leichter von einer ausgedehnten Wirtschaft als von einem kleinen Staate getragen werden können. Bei einer Schutzzollpolitik fühlt sich deshalb der Kleinstaat gegenüber dem Großstaat immer zurückgestellt. Denn das Streben nach Unabhängigkeit der Großen schließt notgedrungen die Unterwerfung der Kleinen in sich. Dem kleinen Staat wird dadurch der natürliche Absatz geschmälert und dementsprechend seine Stellung auf dem Weltmarkte herabgesetzt. Nicht absolute Leistungsfähigkeit in einer bestimmten Branche, sondern die Summe einer gesammelten wirtschaftlichen Macht werden das Ausschlaggebende. Im Sinne dieser Grundsätze, die für die Handelspolitik der letzten Jahre maßgebend waren, entwickelte sich die gesamte Wirtschaftspolitik zu einem Kampfe, in dem die Großstaaten das Schwergewicht ihrer quantitativen Macht geltend machen konnten, den Kleinen aber die Rolle der Parias zugewiesen war. Von einer wirtschaftlichen Unabhängigkeit, die angeblich als das Endziel dieser Politik angegeben wurde, konnte niemals die Rede sein und sie wird niemals verwirklicht werden können, solange eben nicht vom betreffenden Staate die Vorteile der Weltwirtschaft preisgegeben würden. Würde aber nach den Grundsätzen einer freihändlerischen Handelspolitik jeder Staat in die Lage versetzt, nur das herzustellen, wozu er sich am fähigsten erweist, so würde die Abhängigkeit vom Weltmarkt von keinem als eine Last empfunden, da sie eben von allen geteilt und jedem die Freiheit gegönnt wäre, auf die er einen berechtigten Anspruch erheben kann. Damit käme auch das qualitative Moment eher zur Geltung. Nur in diesem Falle könnte sich aber unter den Nationen jenes Gefühl der Zuversicht und des Wohlwollens einstellen, das die unbedingte Voraussetzung zu einem Völkerbunde ist.

Heute sind in allen Staaten wirtschaftliche Interessen vorhanden, die sich gegen diese neue Richtung wehren. Die frühere Handelspolitik hat sie großgezogen und durch die Kriegswirtschaft haben sie gleichfalls eine Kräftigung erfahren. Diese Kreise, die sich zu einer Preisgabe ihrer Machtstellung nicht bequemen können, bilden heute das größte Hindernis zu einem Völkerbunde. Nur wenn in der Allgemeinheit eine klarere Erkenntnis der wirtschaftlichen und politischen Zusammenhänge heranreift, wird die Schalheit all jener Einwände und die Unhaltbarkeit ihrer Forderungen offen erscheinen, und nur wenn diese überwunden werden, können neue Wege zu edleren Beziehungen der Völker angebahnt werden.

Die japanischen Rotschilds.

In Japan schießen jetzt die Millionäre und die Millionengesellschaften wie Pilze nach dem Rege hervor. Aelteren Ursprungs sind von den großen wirtschaftlichen Unternehmungen des Landes nur wenige, und unter ihnen nehmen die der Familie Mitsui eine ganz eigene und sehr hervorragende Stellung ein. Die Geschichte dieser Familie und ihrer Wirksamkeit ist des Interesses wohl wert. In einer Zeit, wo die guten Familien Japans sich der Ueberlieferung gemäß ausschließlich dem Militärdienste zu widmen pflegten, hat die Familie Mitsui bereits den kaufmännischen Beruf ergriffen, und seit etwa dem 17. Jahrhundert, seit der Zeit, wo einer der Stammväter der Familie in Yeddo, dem heutigen Tokio, ein Manufakturwarengeschäft eröffnete, sind die Mitsuis dem Handel treu geblieben. Damals war die alte Hauptstadt Kioto bekannt wegen ihrer herrlichen „Nisnijin" oder Brokate, und das veranlaßte Mitsui Hachirobei, eines der ersten Mitglieder des Hauses, das sich dem Handel widmete, in Kioto ein großes Einkaufsgeschäft zu eröffnen, während er in Yeddo im Jahre 1673 ein Haus begründete, wo die Waren zum Verkaufe gelangten. Dabei führte er ein ganz neues Verfahren, nämlich den Verkauf gegen Barzahlung ein. Bis dahin hatten die Kunden in Japan allgemein ihre Rechnungen „nach Nat und Gelegenheit" bezahlt, und der Kaufmann hatte sich daher